

**Schön, Ulrich:** *Jean Faure. 1907–1967. Missionar und Theologe in Afrika und im Islam.* Vandenhoeck & Ruprecht/Göttingen 1984; 207 S.

Das Deckblatt dieser ungewöhnlichen Biographie von JEAN FAURE zeigt zwei Türme, ein Minarett und einen Kirchturm. Das ist das Programm für ULRICH SCHÖN: Er will nicht über den Glöckner reden, sondern das Rufen der Glocken deuten, die neben sich den Gebetsruf des Muezzin wissen. Um den einzigen Nachteil dieses Ergänzungsbandes zu SCHÖNS Habilitationsschrift gleich vorweg zu nennen: Es läßt sich nicht immer ausmachen, wo FAURE und seine Theologie dargestellt werden und wo SCHÖN seine eigene Konzeption zum Dialog mit Nichtchristen vorstellt. Aber diesen Vorwurf entkräftet er selbst in der Einleitung. Er sieht sich von seinem Pastor in Rabat aufgebaut und weiß nicht mehr, „was in mir er und was ich bin“.

JEAN FAURE (1907–1967) erfährt hautnah am Beispiel seines Vaters, was es heißt, Missionar zu sein und konfrontiert sich als Student mit der Frage: „Und du, was wirst du tun?“ Sein Wunschtraum, CHARLES DE FOUCAULD auf evangelisch zu leben, geht nicht in Erfüllung. Plötzlich sieht er sich in Togo als Missionar, jedoch ist, wie er bedauernd einsehen muß, die Zeit der „romantischen Mission der Pioniere“ vorbei. „Faure in Togo ist keine Lösung!“ (65). In den Jahren von 1933–1949 in Togo beschäftigte ihn die Frage, welchen Weg er gehen kann, den des Dienstes in Liebe oder den der Versenkung im Gebet – was jedoch, wie er erkennt, nur ein Weg sein kann, oder aber ob er das Lehren in Theologie nicht übernehmen sollte. Dazu hat er drei Jahre an einer Missionsschule Zeit, bis er 1952 nach Marokko als Pastor ausgesandt wird. Hier lernt er den Islam auch im persönlichen Umgang kennen und erlebt in der Endphase des europäischen Kolonialismus den zweiten Untergang des Christentums.

Auf den Stationen seines Lebensweges ist eine erstaunliche Theologie herangereift, die von einer Bewegung im französischen Protestantismus, dem Christianisme social, von KARL BARTH und vor allem von der eigenen Meditation der Bibel geprägt ist, aber zuerst Theologie vor Ort sein will. Nach diesem Ansatz mußte FAURE „zögern“, seine Skizzen einer christlichen Theologie niederzuschreiben, wußte er doch, daß Gottes Aufleuchten im Ereignis nur dem sichtbar wird, mit dem es gemeinsam erlebt wurde (129). Aus seinen Erlebnissen hatte sich eine Missiologie herausgeschält, die in den afrikanischen Kirchen nach den „Vier Selbst“ strebt: geistliche Selbständigkeit, finanzielle Selbsterhaltung, organisatorische Selbstverwaltung, missionarische Selbstausbreitung (80).

Auf diesem Hintergrund sind auch seine nun wieder aktuellen Überlegungen zum Zusammenhang von Inkulturation und Mission zu verstehen. Nach seinem Modell kann die Kirche mit ihrem Ursprung und Ziel in Christus keine „Einheimischmachung“ leisten, vielmehr muß sie die „Einbürgerung“ auf dem Weg der Liebe in radikaler Demut leisten, also die Inkarnation des Sohnes in Jesus von Nazareth nachvollziehen (94f).

Für den interreligiösen Dialog machte er den Vorschlag wahr: „Wenn du die Bibel liest . . . dann sollst du immer den Blick spüren, den dein Bruder mit dem anderen Glauben dir dabei über die Schulter wirft“ (KENNETH CRAGG, 160). So entwickelte er eine eigenständige Theologie als Frucht des Sich-Einfühlens im afrikanischen und islamischen Kontext. ULRICH SCHÖNS Verdienst ist es, sie im deutschsprachigen Raum bekannt und den Theologen FAURE in seinen Texten sympathisch gemacht zu haben.

Frankfurt

Hans Vöcking